



© 2020 Brigitte Baur

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH,

Wien

ISBN

Paperback: 978-3-99093-128-8

Hardcover: 978-3-99093-129-5

e-Book: 978-3-99093-130-1

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Brigitte Baur

# Sie sterben sehen

Geschichte eines zufälligen Todes



Für Woody

*So macht Gewissen Feige aus uns  
allen... <sup>1</sup>*



Nachts wiederholt sich manchmal der Traum.

Zwei Hände ragen aus dem nachtschwarzen Wasser, ich stehe an der Reling der kleinen Yacht, die Hände wollen nach mir greifen und mich in die Tiefe ziehen. Ich bin wie gelähmt, unfähig, mich zu bewegen und spüre, wie sie mich fassen. Ich will schreien, aber stattdessen kommt mir nur ein heiseres Krächzen über die Lippen.

In diesem Moment weckt er mich auf, nimmt mich sacht in die Arme und fragt leise: „Wieder derselbe Traum?“

Manchmal überkommt mich dann ein Gefühl des Ekels, aber nach einer Weile finde ich wieder zur Ruhe, durch die Wärme seines Körpers und den beruhigenden Klang seiner Stimme.

Nur der Druck auf der Brust bleibt.

Denn ich habe ein Menschenleben auf dem Gewissen.





## TEIL 1

Wir waren eine eingeschworene Clique, wie man in den 80ern sagte, Rainer, Lilith, Alex und ich.

Ich hatte Rainer während des Publizistikstudiums kennengelernt, und sein feiner Humor, seine natürliche Klugheit und seine spürbare Warmherzigkeit zogen mich an. Abgesehen davon sah er recht gut aus – er war mittelgroß, schlank, hatte dichtes, dunkelblondes Haar und graublaue, schelmisch blickende Augen. Vor allem faszinierten mich seine wunderschönen Hände; mäßig voll, über den Knöcheln der langen, schlanken Finger lagen kaum merklich gesenkte Grübchen, die wie Schatten wirkten.

Ohne, dass es ihm bewusst war, riss er mich aus meiner Lethargie, denn kurz, bevor ich ihn kennengelernt hatte, war mein Vater überraschend gestorben. Sein Tod warf mich völlig aus der Bahn, noch dazu, da ich mich mit meiner Mutter nie besonders gut verstanden hatte. Seit Vaters Tod wurde ihre Traurigkeit bald zu einem Wesenszug unserer Wohnung, in der sie ständig auf und ab ging, unansprechbar und apathisch, ich schien nicht mehr für sie zu existieren.

Ich weiß noch genau, wie sich Rainer nach einer Vorlesung zu mir an den kleinen, nicht ganz sauberen Tisch in der Mensa setzte. Wir hatten uns beide einen kleinen Braunen geholt. Rainer nahm einen Schluck, zog dann seine Augenbrauen in die Höhe und meinte sarkastisch: „Also der Kaffee hier ist eine bohnenlose Frechheit.“ Das erste Mal seit dem Tod meines Vaters musste ich herzlich lachen.

Wir kamen ins Gespräch und stellten fest, dass wir denselben Musikgeschmack teilten; Mozart, Konstantin Wecker und The Clash zählten zu unseren Favoriten. Wir liebten dieselben Schriftsteller, allen voran Hermann Hesse, Franz Kafka und Thomas Bernhard und wir teilten ein ähnliches Schicksal. Er hatte seinen Großvater im Jahr zuvor verloren und ebenso geliebt wie ich meinen Vater. Jahre später hätte man von „Lebensmenschen“ gesprochen.

Rainer war ein Sohn aus einem sogenannten „besseren Haus“, meine Mutter verwendete diesen Ausdruck gern, ich konnte ihn nicht leiden. Aber auf sie übten Menschen aus gutbürgerlichen Verhältnissen, vor allem jene, die Geld hatten, einen mir nicht nachvollziehbaren Zauber aus. Ich machte mir nichts aus Besitz, da ich immer alles verlor und außerdem keine Verantwortung tragen wollte.

Rainer und ich begannen, miteinander auszugehen, fassten Vertrauen zueinander, freundeten uns an, aber, als hätten wir es uns heimlich abgemacht, wir schliefen nicht miteinander. Ich hatte Angst, wir könnten uns etwas zerstören, ich fürchtete mich vor dem Schmerz der Zurückweisung. Der Satz „If you win a love, you loose a friend“ spukte mir durchs Hirn, und Rainer war mir so ans Herz gewachsen, dass ich alles andere wollte, als ihn zu verlieren. Ich hatte auch keine Lust, mich gleichzeitig auf freundschaftlicher und sexueller Ebene mit ihm auseinanderzusetzen, denn das zu differenzieren, hätte meine Selbstreflexion und meine Kommunikationsfähigkeit überfordert. Wäre es die Sexualität wert gewesen, unsere Freundschaft komplizierter zu machen? Für mich war die Antwort völlig klar: Nein.

Dass unsere Freunde sich hinterrücks den Kopf zerbrachen, was wir für eine seltsame Beziehung hätten – ich übernachtete immer wieder bei ihm – oder auch annahmen, wir seien Geheimniskrämer und hätten sicher etwas miteinander, belustigte uns beide und es machte uns Spaß, den Tratsch zu nähren.

Eines Tages erzählte mir Rainer von seinem Freund Alex, den er mir lange vorenthalten hatte. Ich war ein

wenig verwundert, dass er ihn mir noch nicht vorgestellt hatte, denn von den anderen hatte ich gehört, Alex sei der Star jeder Gesellschaft, charmant, witzig, beliebt.

Am Abend desselben Tages sollte ich ihn kennenlernen, da er ausdrücklich uns beide zu einer Party eingeladen hatte. Ich bat Rainer, mir Alex kurz zu beschreiben und erinnere mich genau, dass er, für meinen Geschmack, seltsam reagierte. „Mach dir dein eigenes Bild!“, kam ihm etwas schroff über die Lippen. Und dann noch: „Es ist schrecklich, mit ihm zusammen auszugehen. Kaum erscheint er auf der Bildfläche, bin ich für niemanden mehr existent.“ Ich war verwirrt. „Aber er ist doch dein Freund?“ Darauf lächelte er. „Klar.“

Gemeinsam fuhren wir zu der Party, die in der Villa von Alex' Eltern stattfand. Das weiße Haus lag in einem noblen Vorort, von einem großen, gepflegten Garten umrahmt. Mir fielen als Erstes die hohen Tannen auf, in denen der Wind rauschte und die vielen Rosenstöcke, die den Weg zur Eingangstür säumten. Weiter hinten entdeckte ich einen Swimmingpool. „Nicht schlecht, was?“ sagte Rainer, aber ich zuckte nur die Achseln.

Und dann sah ich Alex das erste Mal.

Seine Schönheit tat mir fast weh, das markante Gesicht, die dunklen, blitzenden Augen, die vollen, dunkelroten Lippen, die hohe Stirn, frei für unbezähmbare Gedanken und Phantasien. Bevor er mich umarmte, fuhr er sich noch schnell mit der Hand durch sein schwarzes Haar, die kleine Geste fand ich sympathisch. „Da bist du also!“, sagte er lachend, „endlich sehe ich dich einmal!“ Seine Berührung empfand ich wie einen elektrischen Stoß, ich weiß nicht mehr, ob ich überhaupt irgendein Wort über die Lippen brachte. Er hatte ein Feuer, das mich wohlig wärmte, eine Sinnlichkeit, vor der ich mich nicht zu schützen vermochte und wollte, gleichzeitig aber auch eine Offenheit, die mir sofort Vertrauen einflößte.

Er zog mich an der Hand in das Haus hinein, in dem es schon hoch her ging. Ich blickte noch über die Schulter zu Rainer, der mir still zulächelte, mit einem Ausdruck wie: „Ich habe es dir ja gesagt!“ Eine Sekunde schmerzte es, dann verschwand er aus meinem Blickfeld.

Alex sah mich immer wieder an und redete in einem fort. Er vermittelte mir das Gefühl, etwas ganz Besonderes zu sein und ich war überwältigt, dass ein derartig gutaussehender junger Mann sein Interesse an mir so offen bekundete. Im Hintergrund lief gerade „London Calling“ von The Clash, die Stimmung war

unbeschwert, übermütig, bei „I live by the river“ stimmten alle mit ein. Alex brachte mir etwas zu trinken, und als Rainer sich mir näherte, meinte er scherzhaft: „Wieso hast du sie so lang nicht mitgenommen?“ Doch bevor Rainer antworten konnte, führte mich Alex hinaus auf die Terrasse und lud mich ein, mich neben ihn auf die Hollywoodschaukel zu setzen, „weil sie gerade frei ist!“, wie er breit grinsend feststellte.

Und dann begann er mir von sich zu erzählen. Er machte auf mich einen aufrichtigen und unkomplizierten Eindruck, für einen reichen jungen Mann fast bescheiden; er sagte mir, dass er gern Graham Greene und Ernest Hemingway las und Anhänger der Sozialdemokraten sei. Er studierte Jus und erklärte mir, es sei so wie Wildwasserfahren, es bleibe immer spannend. Außerdem reizten ihn die guten Einkommenschancen, das hohe soziale Ansehen und die Gewissheit, einen sicheren Job zu haben. Auch die Aussicht, die Anwaltskanzlei seines Vaters zu übernehmen, lag nahe.

Ich hörte ihm zu, betrachtete ihn von der Seite und fühlte mich einfach wohl. Alles schien ihm Genuss zu bereiten, er wirkte so, als könnte kein Wölkchen am Horizont seine Lebensfreude trüben, und die Redewendung, mit einem goldenen Löffel im Mund

geboren worden zu sein, kam mir in den Sinn. Sie traf auf ihn zu.

Bei alledem aber hatte er keinen Funken von Arroganz an sich. Seine Gesten, seine Art, zu sprechen, sein Lächeln, seine Blicke waren so liebenswert und auf eine kindliche Art fröhlich, dass ich bereits das verräterische Ziehen in der Herzgegend verspürte, das mir so vertraut war und gegen dessen Aufkeimen ich mich bei Rainer gekonnt verwehrt hatte.

Bei Alex war es einfach nicht möglich. Er riss mich, wie einen dünnen Schilfhalm, mit in seinen Lebensfluss; ich wollte gern darin baden, schwimmen, vielleicht auch untergehen. Es gab keinen logischen Gedanken mehr. Ich wollte nur mehr fühlen. Ich wollte mich endlich wieder spüren.

Als wir hinein gingen, hatte jemand „Hotel California“ von den Eagles aufgelegt, Alex und ich tanzten dazu, und als er mich im Arm hielt, war mir klar, dass ich mich bereits in ihn verliebt hatte. Es war wie ein Schmerz, der nicht wehtat.

Natürlich dachte ich zwischendurch an Rainer, aber ich setzte mich darüber hinweg. Immerhin – wir waren beste Freunde, was hatte Alex damit zu tun? Als ich aber mitbekam, dass Rainer bereits gegangen

war, ohne sich von mir zu verabschieden, streifte mich doch der Hauch eines schlechten Gewissens.

Und schon verscheuchte mir Alex meinen Trübsinn. „Rainer geht es gut, mach dir keine Sorgen. Er ist manchmal so, dass er einfach abrauscht, ohne etwas zu sagen. Ist schon in Ordnung.“ Es rührte mich, dass er meine Gedanken erraten hatte. „Soll ich dich heimbringen?“

Einige Tage später traf ich mich mit Rainer. Ich hatte nichts von ihm gehört und mir Sorgen gemacht, da mir unsere täglichen Telefonate wie kleine Perlen die Kette meines langweiligen Alltags verschönerten und zu einem liebgewonnenen Ritual geworden waren.

„Wo bist du gewesen?“, fragte ich harmlos, erfreut, ihn zu sehen. Er sah verändert aus, kam mir ein wenig distanziert vor, unnahbar.

„Bin viel spazieren gegangen. Hab meine Seminar-Arbeit fertig gemacht. Alles in Ordnung.“

„Wirklich?“

Rainer sah mir nun direkt in die Augen. Lag in seinem Blick eine Spur von Unsicherheit? Von Misstrauen? Oder bildete ich mir all das nur ein?

„Bist du mit Alex zusammen?“



Ich lachte. „Nein, und es war auch nichts zwischen uns.“

Darauf meinte er: „Das wird nicht lang auf sich warten lassen. Er ist total auf dich abgefahren.“

Ich verstand ihn nicht. War er eifersüchtig?

„Ich dachte, er ist dein Freund!“

Wieder das eigentümliche Lächeln.

„Klar.“

„Aber ... magst du ihn nicht?“

„Er ist kein schlechter Kerl. Aber er ist ein leichtlebiger Mensch, jagt ständig nach neuen Erlebnissen und wird ihrer dann schnell überdrüssig.“

Ich wollte wissen, was in ihm vorging, hatte aber keine Ahnung, wie ich ihn darauf ansprechen sollte. Da sagte er plötzlich:

„Pass auf dich auf.“

„Rainer, soll das jetzt ein Abschied werden?“

„Nein. Nur für alle Fälle.“

Als ich am nächsten Tag aufwachte, drang ein wilder, ungestümer Wind in mein Zimmer. Er verwandelte den Vorhang in ein Segel und brachte eine merkwürdige Unruhe mit. Im selben Moment läutete

das Telefon. Ich stürzte hin. Es war Alex. Er fragte mich, ob ich Lust hätte, eine Spazierfahrt mit ihm zu machen, sein Vater würde ihm sein Cabriolet borgen, es sei der sicherste Sportwagen mit der besten Straßenlage, was mich keinen Deut interessierte. Mir gefiel allein die Vorstellung, schnell und mit offenem Verdeck unterwegs zu sein, Seite an Seite mit einem schönen jungen Mann.

Als er mich abholte, blieb er im Wagen sitzen und winkte mir zu; er hatte eine Musikkassette eingelegt, ich erkannte Tschwaikowskys Pathetique, die Lieblingssymphonie meines Vaters und sah dies als gutes Omen. Wir fuhren die Höhenstraße entlang auf den Kahlenberg und hielten beim Café Cobenzl, wo wir Kaffee tranken.

„Heute bist du an der Reihe“, meinte er.

„Womit?“

„Geschichten aus deinem Leben!“

Ich lehnte mich zurück.

„Warum interessiert dich das?“

„Weil du mich interessierst.“

Zufälligerweise sah ich mein Spiegelbild in den Fenstern des Kaffeehauses. Was gefiel ihm an mir? Warum suchte er meine Nähe? Auf seiner Party hatte

ich eine Menge attraktiver Mädchen gesehen, selbstsicher, mondän. Ganz anders als ich.

„Da gibt es nicht viel zu berichten.“

„Das glaube ich nicht. Rainer hat mir von dir erzählt. Du bist kein Durchschnittsmensch.“

„Du hast keine Ahnung. Du kennst mich nicht. Vielleicht suche ich den Durchschnitt, er gibt Sicherheit, Stabilität, Struktur.“

„Weil du deinen Vater verloren hast?“

Das saß. Jetzt war er mir zu weit gegangen.

„Das geht dich nichts an.“

Spontan nahm er meine Hand. Ich spürte seine Berührung mit meinem ganzen Körper.

„Ich wollte dich nicht verletzen. Ich möchte dich einfach näher kennenlernen. Hat dir Rainer eigentlich je gesagt, dass du schön bist?“

Nein, hatte er nicht. Und das wollte ich auch nicht hören. Ich empfand mich als knabenhaft, unsicher, schüchtern.

Ich wollte meine Hand aus seiner lösen, im selben Moment beugte er sich vor und küsste mich. Ich erschrak und war zugleich dankbar dafür, dass er die Mauer, die ich aufzubauen versuchte, einfach nicht

beachtete. Seine Lippen waren warm und weich. Er war nicht der erste Mann, der mich küsste, aber ich empfand es anders als sonst. Bisher hatte ich immer das Gefühl gehabt, dass es den Jungen beim Küssen um etwas ganz anderes ging. Sein Kuss hingegen war voller Zärtlichkeit, nicht fordernd. Er beglückte mich nur.

Als sich der Kellner neben uns räusperte, zahlten wir und fuhren, ohne ein weiteres Wort zu wechseln, zurück.

Mit jedem Tag kamen wir uns nun näher. Einmal, als seine Eltern nicht da waren, führte er mich durch ihre Villa. Ich hatte noch nie so viel Reichtum, Luxus, Überfluss in einem Wohnhaus gesehen und dachte an die kleine, bescheidene Zweizimmerwohnung meiner Eltern.

„Fühlst du dich nicht sehr einsam, wenn du hier allein bist?“

Er antwortete nicht gleich. Endlich sagte er: „Es ist genau so einsam wie ein überfülltes Hotel. Das Blöde ist nur, dass es nicht so unpersönlich ist.“

Und da entdeckte ich ihn zum ersten Mal, diesen Ausdruck in seinem Gesicht, als würde eine unsichtbare Hand alle Heiterkeit, alle Lebensfreude wegwischen und sich eine steinerne Maske bilden,